

an die Logik der menschlichen Rationalität gebunden. Ist mit dieser Logik auch ein Reflektieren von Gott möglich oder übersteigt es nicht diese Dimensionalität? Die Suche einer adäquaten Erkenntnistheorie und Logik für die systematische Theologie, für den intellectus fidei, zum Unterschied zur Philosophie scheint noch nicht ihr Ziel erreicht zu haben. Dies zeigt auch das Schlußwort von B. Welte, wenn er die Philosophie wohl als „ancilla“ definiert, sie als solche aber auf einen Ehrenplatz im Wissenschaftsfest vorbittet. Hünemanns Ausführungen sind ein weiterer Schritt im Erklären des adäquaten Verhältnisses von Theologie und Philosophie, um nicht die Theologie als Teildisziplin erachten zu müssen, was dezitiert und gefühlsmäßig als Einschränkung erachtet wird.

Steyr

Enrico Savio

RACEK ALFRED, *Philosophie der Grenze. Ein Entwurf*. (172.) Herder, Wien 1983. Ppb. S 198.–/DM 28,80.

Die Frage des Club of Rom nach den „Grenzen des Wachstums“ ist für den Verfasser Indikator eines steigenden Krisenbewußtseins und fungiert als Einstieg zu einer philosophischen Reflexion über Begriff und Wesen der Grenze. Die Untersuchung zielt darauf ab, zu bestimmen, was eine Grenze als Grenze konstituiert und welche grundsätzliche Grenzen in den vielfältigen Grenzerfahrungen und -problemen feststellbar sind.

Hier geht der Verfasser von einer Trias grundsätzlich verschiedener Typen aus: 1. Natürliche Grenze (Beschränkung des quantitativ Vorhandenen); 2. Gnoseologische Grenze (Grenze des Bewußtseins und seiner Leistungen); 3. Grenze der Praxis (Kontingenz des menschlichen Daseins).

Diese je verschiedenen Grenzarten provozieren schließlich die solche Bestimmungen noch einmal übersteigende Frage nach einer Grenze aller Grenzen, nach einer absoluten Grenze.

Wer sich philosophisch mit dem Phänomen der Grenze beschäftigt, kommt an Kant nicht vorbei. Racek wählt daher zu Recht den hohen Problemstand von Kants Transzendentalphilosophie, wie er in der „Kritik der reinen Vernunft“, insbesondere im Kapitel über „Phänomena und Noumena“ vorliegt, zum Kern seiner Auseinandersetzung. Die transzendente Differenz, die in der Erfahrung mit ihrer Gegenstandsbezogenheit und Subjektbedingtheit aufbricht, überwindet den Begriff der „Schranke“ als Grenze im Felde des Gleichartigen (z. B. Wald und Wiese als zwei Raumgrößen). Die Selbstprüfung des menschlichen Denkens stößt dabei in ihrem Fortgang an jene grundsätzliche Grenze, an der sich die Vernunft als Negation des Verstandes erweist. Insofern in diesem Nichtwissen noch das Wissen um dieses Nichtwissens mit-enthalten ist, kann diese Negation rein negativ bestimmt sein. Die Vorrangstellung gnoseologischer Grenzbestimmungen wird bei Hegel noch erweitert, um schließlich dialektisch im absolu-

ten Bewußtsein aufgehoben zu werden. Die in der Ichphilosophie über das erkennende Subjekt geleistete Grenzbestimmung wird von Racek als unzureichend aufgewiesen und im Rückgriff auf den Substanzbegriff (Aristoteles, Leibniz) auf den ontologischen und praxeologischen Bereich erweitert. Der reflexionsindifferente Leib vermittelt den Zugang zu einer neuen Qualität des Seins und spannt zugleich jenes grundsätzliche Grenzverhältnis auf, das sich in der Praxis als unaufhebbare Verschränkung von Freiheit und Notwendigkeit, von Selbstbestimmung und Vorgegebenheit, von Intentionalität und Realität in der menschlichen Daseinsführung erweist. Ob die absolute Grenze, die dabei als Unabgeschlossenheit und Abgründigkeit erfahren wird, noch einheit- und sinnstiftende Transzendenz zu werden vermag, kann die Philosophie nicht mehr feststellen, höchstens postulatorisch ver-langen.

Die eingehenden, mit hohem Abstraktionsgrad durchgeführten Analysen der vorliegenden Arbeit lassen sich einerseits als theoretische Zurückweisung aller ideologischen Totalitätsansprüche verstehen. Andererseits wird damit ein Stück Fundamentalanthropologie geboten, insofern sich im Menschen mikrokosmisch – durch seinen Leib offen auf das System der Natur, durch seine Vernunft offen zur absoluten Grenze hin – ein geschichtetes Weltverhältnis repräsentiert, das er aufgrund eines reflexionstheoretisch schließlich nicht mehr einholbaren Vermögens zu einer Einheit zusammenfügt.

Graz

Josef Schmuck

ECCLES JOHN C., *Das Rätsel Mensch*. Die Gifford Lectures an der Universität von Edinburgh 1977–1978. (240.) Ernst Reinhardt, München 1982. Ln. DM 32.–.

Der erste Teil des Buches bringt das gängige evolutionistische Weltmodell, wobei sich der Autor in der Darstellung der kosmisch-physikalischen, der chemischen und der biologischen Evolution auf andere Autoritäten beruft, die in Zitaten reichlich zu Wort kommen. Dabei wird die Evolution des Menschen, im besonderen die Entwicklung des Gehirns, ein Modell der kulturellen Evolution mit Sprache und Werten zu einem Schlüsselpunkt. In der siebten, achten und neunten Vorlesung schöpft der Autor aus der Fülle seines eigenen Wissens und Könnens als Gehirnspezialist. Die zehnte Vorlesung führt ein in seinen dualistischen Interaktionismus zwischen dem Gehirn und dem Geist, die er als unabhängige Wesenheiten des Menschen identifiziert. Eccles, ein engagierter Naturwissenschaftler und Nobelpreisträger, greift den materialistischen Monismus an und versucht ihn von der Naturwissenschaft her mit Hilfe von Schlußfolgerungen aus der Hirnanatomie und Hirnphysiologie zu widerlegen. Dazu postuliert er das Vorhandensein des sogenannten Liaison-Hirns, das er in der Großhirnrinde des Schläfen- und Stirnlappens lokalisiert und als das Interaktionszentrum zwischen dem Hirn und dem Geist identifiziert. Er zerbricht damit die monistisch-

materialistische Kruste und stößt durch zum Kern des Rätsels Mensch, zum Geist. Besonders eindrucksvoll ist der Epilog, ein persönliches Glaubensbekenntnis des Autors, das, obwohl anthropozentrisch, sich zu einer göttlichen Vorsehung, also zur Existenz Gottes, bekennt und die Relativität wissenschaftlicher Ergebnisse und Modelle, insbesondere des evolutionistischen Modells, betont. Ein anspruchsvolles und befreiend ehrliches Buch.

Puchenaus

Karl Rohregger

GORDAN PAULUS (Hg.), *Menschwerden – Menschsein*. (Salzburger Hochschulwochen 1982). (456.) Styria, Graz–Wien–Köln u. V. Butzon & Bercker, Kevelaer 1983. Kart. S 120.–

Es ist eine gute Tradition, daß die Vorlesungen der Salzburger Hochschulwochen in Buchform erscheinen und so einem größeren Kreis von Interessierten zugänglich gemacht werden. Das Buch ist gedacht als ‚Nachlese zum Nachlesen‘ (11); es enthält im Wesentlichen die Hauptvorlesungen; der Inhalt der Nachmittagsveranstaltungen ist in einem Anhang kurz zusammengefaßt.

Das Thema der S. Hochschulwochen von 1982, das zugleich auch der Titel des Buches ist, ist weit gespannt. Es kann nicht erschöpfend eingefangen und dargestellt werden. So sind die einzelnen Beiträge wie Mosaiksteine zu einem Bild, das unermessliche Ausmaße hat. Die einzelnen Vorlesungen befaßten sich – jeweils dem Gesamtthema zugeordnet – mit dem Menschen und der Politik (N. Lobkowicz), mit philosophischen Grundfragen (E. Coreth), mit Mensch-Werdung (R. Riedl), mit dem biblischen Menschenbild (A. Deissler), mit pädagogischen Fragen (M. Heitger), mit dem gefährdeten Humanum (F. H. Tenbruck), mit den Werten (O. Höffe), mit der Kulturbedingtheit des Menschen (E. E. Boesch) und schließlich mit Jesus, dem vollkommenen Menschen (W. Beinert).

Es liegt in der Absicht einer derartigen Veranstaltung, bedeutsame Themen in einer aktuellen Pointierung aufzugreifen. Darin liegt auch die Stärke dieser Veröffentlichung. Umfassende Fragestellungen werden relativ knapp und übersichtlich dargestellt, wodurch die wesentlichen Gesichtspunkte oft besser erkennbar werden als bei umfangreicheren Darstellungen. Auch in Bereichen, die dem Leser vertraut sind, ergeben sich – bedingt durch die Wahl spezifischer Gesichtspunkte und der Zuordnung zum Gesamtthema – bedenkenswerte Einblicke in bestehende Zusammenhänge.

Linz

Josef Janda

JONAS HANS / MIETH DIETMAR, *Was für morgen lebenswichtig ist*. Unentdeckte Zukunftswerte. (80.) Herder, Freiburg 1983. Brosch. DM 9,80.

Der erste Beitrag des schmalen Bändchens stammt von dem 80jährigen Philosophen H. Jonas, der zuletzt durch sein Buch „Das Prinzip Verantwortung“ bekannt geworden ist. Er beschäftigt sich mit der Frage „Werte von gestern

für die Welt von morgen“. Seine Überlegungen beziehen sich auf alte und bleibende Werte, wie sie in Sitte, Sittlichkeit und Recht zum Ausdruck kommen. Daß Tugenden aufgrund veränderter Zeitsituationen „veralten“ können, darf nicht mit der üblichen Relativierung der Werte verwechselt werden. Neue Verhältnisse brauchen auch neue Werte, bzw. bewirken, daß alte Werte eine veränderte Bedeutung bekommen. So bekommt z. B. die alte Tugend des Maßhaltens unter veränderten technischen Voraussetzungen und bei einer neuen Umweltsituation neue und früher nie erahnte Dimensionen.

Im zweiten Beitrag überdenkt D. Mieth „ethische Perspektiven für eine menschliche Zukunft“. Eine Sinnkrise ist zu überstehen; Sinn aber steht in Zusammenhang mit Wert. Es ist nicht einfach, Modelle möglicher Moralen für die Zukunft zu erstellen. Sie können prophetisch „erinnert“, aber nicht vorausgesagt werden (75), sie sind nicht evident und bleiben immer strittig (44), aber sie können anregen. So regen auch die Ausführungen Mieths zum Weiterdenken an, wenn auch aufgrund der Fülle der implizierten Fragestellungen manches ansatzhaft bleibt und etwas unsystematisch wirkt. Immer wieder aber liest man bedenkenswerte Sätze, wie etwa: „Nicht alles, wofür Jugend sensibel ist, ist eine ethische Möglichkeit“ (44) oder: „Je irreversibler das Handeln, umso größer die Beweislast“ (74); gedacht ist dabei an neue Technologien, deren Unschädlichkeit nicht nur anzunehmen, sondern zu beweisen ist.

Andere Äußerungen reizen – bei aller Zustimmung – auch etwas zum Widerspruch: der Satz, daß die Praxis gelebter Überzeugungen die einzige Vermittlung sittlich relevanter Einsichten ist, während sie erstarren, wenn sie durch Autoritäten und Regeln tradiert werden (62), birgt zweifellos viel Wahrheit, wenn auch unangenehm; dennoch bleibt offen, warum auch gelebte Überzeugung oft genug in der Lage ist, Nachahmung bzw. Nachfolge zu provozieren.

Linz

Josef Janda

MORALTHEOLOGIE

SCHMITZ PHILIPP, *Menschsein und sittliches Handeln*. Vernachlässigte Begriffe in der Moraltheologie. (Reihe Engagement). (148.) Echter, Würzburg 1980. DM 15,80.

Der Haupttitel dieser Veröffentlichung deutet deren (durchaus unpolitisches, aber mehr als berechtigtes) Anliegen an, in Überschreitung der vieldiskutierten Frage der Normbegründung (und damit des sittlich Richtigen) den Menschen selbst, Subjekt des sittlichen Handelns, mit seiner Entwicklung und seinem Streben nach existentieller Verwirklichung in den Blick zu nehmen: „Der Moral . . . tut eine Erörterung des sittlich Guten not“ (7). In der Tat deckt das Problem der Handlungslegitimation (unbeschadet seiner Aktualität und Relevanz) nicht die Thematik der menschlichen Sittlichkeit ab. Diesen größeren Zusammenhang markiert Sch. mit fünf Begriffen, die die Fundamentalmoral auf keinen